

# Leugnung



Es ist laut. Ich drehe die Musik lauter. Sie soll alle Geräusche des Alltags übertönen, mich den Alltag vergessen lassen – vor allem mein jetziges Ziel.

Billie Eilish singt, lässt mit dem Lied ›*Listen before I go*‹ die Geräusche um mich herum verstummen.

Mein Kopf pocht, meine Augen werden schwerer. Jetzt einzuschlafen, wäre ungünstig, denn ich müsste bald am Ziel sein. Doch nach diesem Schultag ist es beinahe unmöglich, wach zu bleiben.

Ich richte meinen Blick gen Himmel, höre nur auf die Musik, blende die Welt um mich herum aus. Wie immer, wenn ich Straßenbahn fahre.

Die Wolken schweben an mir vorbei – manche in einer nicht zu interpretierenden Form, andere in der Gestalt eines Tieres oder Fantasiewesens. Ich glaube, einen Drachen und unzählige Feen ausmachen zu können.

Das habe ich früher immer mit Papa gemacht. In den Hof gehen, auf die Wiese legen und die Wolken beobachten.

Der Song kommt zum Refrain. Ich überlege, ihn doch zu überspringen, weil er mich meist zum Weinen bringt. Doch ich lasse ihn bewusst laufen. Vielleicht um mich selbst zu bestrafen. Vielleicht nur, um endlich mit dem Tod meines Opas fertigzuwerden. Das Lied erinnert mich an ihn, obwohl es da nichts zu erinnern gibt.

Ich lausche dem Text genau und stelle mir vor, was wohl Opas letzte Gedanken waren, bevor er starb. War ihm klar, dass er bald Enkel bekommen würde, die ihn vermissen würden? War ihm klar, wie sehr wir leiden werden? Ist es fair, das zu denken?

Ich kann nicht glauben, dass er so gestorben ist. Nein. Er kann so nicht gestorben sein. Entweder hat mich Papa angelogen oder er liegt einfach falsch. Es kann nicht sein.

Ich hole mein Tagebuch hervor. In solchen Momenten muss ich schreiben. Meistens hilft es, meine Gedanken zu sortieren. Es ist ein dünnes Buch. Auf dem Einband sind kleine Blumen. In der Mitte steht *Notizen*. Oh, was hier drinsteht, sind mehr als Notizen.

*Liebes Tagebuch,*

*ich sitze in der Straßenbahn und denke über Opa nach. Logischerweise, denn ich bin ja auf dem Weg zu seinem Grab.*

*Wann wird es je aufhören? Dieser Schmerz. Er darf so nicht gestorben sein, das würde alles umsonst werden lassen. Ich kann nicht erklären, warum, aber so ist es. Es darf einfach nicht so passiert sein. Das geht nicht. So etwas passiert nicht in meiner Familie. Nein. So etwas passiert bei mir nicht. Das darf es nicht.*

*Ich wiederhole mich, aber das bist du ja gewohnt.*

*Opa, wenn du das liest, gib mir ein Zeichen, dass du mich siehst. Gib mir ein Zeichen, dass du mich liebst, so wie ich dich liebe, obwohl wir uns nie begegnet sind.*

*Wir werden uns irgendwie begegnen, das verspreche ich dir! Ich werde nicht mehr nur an dein Grab fahren und*

*mit dir reden. Ich werde deine wahre Stimme hören.*

Mein Blick löst sich vom Tagebuch. Meine Augen fallen zu. Ich schalte die Musik ab, um mich nicht von ihr einlullen zu lassen, setze mich aufrecht hin und horche nur den Fahrgeräuschen.

Langweilig. Dennoch beruhigend. Gedanken haben freien Lauf. Trotzdem füllt Leere sie.

Rauschen.

Dann pure Stille.

Erst jetzt bemerke ich, dass die Straßenbahn leer ist. Mein Blick geht über meine Schulter. Niemand ist da.

Auch draußen ist ... nichts. Nur unendliches Weiß.

Panik überkommt mich, denn ich habe nicht bloß die Endhaltestelle verpasst. Ich habe ebenso verpasst, dass die Straßenbahn nun über 200 km/h fahren muss, dass die Anzeigetafeln flackern, dass die Bahn entgleist, dass alle Menschen weg sind, selbst das blonde Mädchen neben mir, das seinen Ranzen auf den Schoß getragen hat.

Ein Schrei entweicht mir, als ich auf die Knie falle. Schmerz schießt durch meinen Körper. Verzweifelt, unwissend, was ich tun soll, krieche ich nach vorn.

Plötzlich schleudert eine Kraft meinen Körper zur Seite. Ich huste. Keuche. Wimmere.

*Ruhig bleiben, Ronja. Ganz ruhig.*

In meinem Hinterkopf habe ich das Gefühl, dass dies das Zeichen meines Opas ist. Sofort verlässt mich ein Teil meiner Angst. *Es ist nur ein Zeichen von Opa.*

Dann krabble ich weiter. Ich muss doch bloß zur

Fahrerkabine!

Mit jedem Zug nach vorn sinkt die Hoffnung. Mit jedem Stolperer verblasst der Mut. Heiße Tränen finden den Weg über meine Wangen bis zum dreckigen und von Schuhabdrücken übersäten Boden.

Ich habe vor meinem eigenen Tod nicht so viel Angst wie vor dem meiner Liebsten. Vielleicht würde ich so Opa wiedersehen, wenn ich jetzt sterbe. Mich packt die Angst fester, wenn ich daran denke. Ist es das, was sie »bereuen« nennen, bevor man dem Tod ins Antlitz schaut? Bereue ich denn, wie ich mein Leben bis hierhin geführt habe?

Erneut haben meine Gedanken die Oberhand. Ich halte inne, vergeude Zeit. Flugs verdränge ich die Grübeleien und krieche weiter.

Die Straßenbahn wird nicht langsamer – ganz im Gegenteil: Sie wird schneller.

Müsste ich nicht gegen stärkeren Druck ankämpfen, wenn die Geschwindigkeit zunimmt?

Ich zucke mit dem Schultern. In Physik habe ich eh nicht aufgepasst. Das Wissen würde mir nichts nützen, weil ich mich so oder so problemlos fortbewegen kann, ob das nun möglich ist oder nicht.

Als ich an der Fahrerkabine ankomme, bremst die Bahn abrupt ab. Mein Körper wird nach vorne geschleudert.

Panisch halte ich meine Arme vor mein Gesicht. Der Aufprall kommt plötzlich, der Schmerz durchzuckt mich. Keuchend drehe ich mich auf die Seite, umklammere meinen Bauch, in dem das Mittagessen rumort. Also funktioniert Physik doch?

Ich wage einen Blick nach draußen. Noch immer nichts.  
Nur weiß.

Sterbe ich doch?

Bin ich je in die Straßenbahn gestiegen?

Hat sie mich vielleicht überfahren?

»Ronja«, hallt eine weibliche, aber dunkle Stimme durch die Bahn. Das Echo prallt gegen die Wände und schießt wie ein Pfeil direkt in meine Ohren, sodass ich zusammenzucke.

Dann ist es wieder still.

Einige Sekunden später ertönt mein Name erneut.

»Ronja.« Dieses Mal deutlich leiser.

Ich wage einen Blick nach vorn. Nichts.

»Ronja.«

Ich rolle mit den Augen und doch zittere ich. »Wer ist da?« Ich flüstere: »Opa?«

Wenn das hier ein Traum ist, will ich aufwachen. Wenn das hier das Jenseits ist, will ich wieder leben.

»Du weißt, was ich bin.«

Langsam richte ich mich auf, komme auf die Knie, reibe mir die Augen und inspiziere die Bahn.

Völliges Chaos. Zerrissene Sitze. Die Eisenstäbe, an denen man sich festhalten kann, sind auseinandergebrochen.

Ich atme tief durch. »Nope. Keine Ahnung, was oder wer du bist oder wo ich bin«, entgegne ich. Für Opa ist die Stimme zu weiblich, stelle ich fest.

»Denk nach, Ronja.«

Ich stöhne genervt. »Bin ich tot? Träume ich? Mir egal.«  
Ist es mir nicht. »Bring mich ins Jenseits oder lass mich

aufwachen.« Ich versuche, meine Stimme nicht so panisch klingen zu lassen, wie ich mich in Wirklichkeit fühle.

»Du bist weder tot, noch träumst du.« Die fremde Stimme scheint näherzukommen, aber ich höre keine Schritte.

»Dann sag mir, was das hier ist«, fordere ich gefrustet.

»Würdest du mir glauben?«

Ich komme auf die Beine, strecke mich, zucke vor Schmerzen zusammen. »Vermutlich nicht«, antworte ich. »Aber was bleibt mir anderes übrig? Oder muss ich für immer in dieser Bahn bleiben?«

»Was heißt für dich ›für immer‹?«, fragt die Stimme, und ich habe das Gefühl, dass es ihr Spaß macht, mich zappeln zu lassen.

Meine Beine tragen mich wenige Schritte nach vorn. »Ist doch scheißegal«, spucke ich die Worte leichtfertig aus. »Kann ich gehen?«

Kurz ist es still, sodass ich schon denke, die Stimme sei fort. Zu früh gefreut.

»Das kannst du. Ob es dein Wunsch ist und ob du es willst, ist die andere Frage.«

»Pff.« Entnervt nähere ich mich einer Tür, drücke auf den Halteknopf und bin überrascht, als sie sich tatsächlich öffnet.

Doch, was ich jetzt sehe, hindert mich daran, auszusteigen.

Unendliche Leere.

Unendliche Helligkeit.